

didaktisches
FORUM

Vorwort. Der konkrete Umgang mit der Thematik Kriegs- und Nachkriegszeit (1939 bis ca.1950) war für uns nicht einfach. Jede/r von uns hatte in der neunten Klasse ein Jugendbuch zum Thema NS-Zeit gelesen und darüber referiert. Mit diesen Informationen und Erfahrungen gingen wir ins neue Schuljahr. Gleich zu Beginn besuchte uns Frau Jensen, eine Zeitzeugin, und gab uns bereitwillig auf all unsere Fragen Auskunft. Nun waren wir einigermaßen gerüstet, unsere Großeltern oder andere ältere Damen und Herren zu befragen. Wir hatten große Angst davor, sie mit unseren Fragen zu verletzen. Wir wollten sie nicht zwingen, von Erlebnissen zu erzählen, von denen sie nicht reden mögen. Unsere Fragen wurden jedoch von nahezu allen befragten Personen positiv aufgenommen. Wir sind in diesen Gesprächen der älteren Generation näher gekommen. Viele Großeltern zeigten lebhaftes Interesse an diesem Projekt und bemühten sich sehr, sich auch an scheinbar unwichtige Dinge zu erinnern. Für einige von uns war die räumliche Entfernung zu unseren Großeltern nur per Telefon oder Brief zu überwinden.

Einige Großeltern erzählten nette Erlebnisse, so dass wir uns wunderten, dass die Menschen in dieser Zeit überhaupt noch lachen konnten. Mehrere Großeltern fielen sich gegenseitig ins Wort. Dadurch wurde uns deutlich bewusst, dass die Erlebnisspannbreite recht individuell ist und sehr davon abhängt, wo und in welchem Umfeld man zu dieser Zeit gelebt hat. Die Betroffenheit einiger Befragten erlebten wir wiederum mit starkem Mitgefühl. In diesem Beitrag finden die Leser/innen nur Erlebnisberichte vor, die uns bereitwillig und gern gegeben wurden. Wir danken an dieser Stelle allen Beteiligten für ihr Vertrauen und die freundliche Mitarbeit.

Alle Schülerinnen und Schüler der Klasse 10a, Timm-Kröger-Schule 1997, Kiel-Wik

Eine Schulzeit während des Krieges. Als der Krieg 1939 ausbrach, war meine Oma 9 Jahre alt und ging in die 3. Klasse der 5. Mädchen-volksschule in der Gutenbergstraße. Sie hatte 52 Mitschülerinnen. Am Anfang des Krieges fanden meine Oma und ihre Mitschülerinnen noch alles aufregend, da sich keiner von ihnen vorstellen konnte, was Krieg bedeutet. Doch als dann die ersten Bomben fielen, war ihnen klar, was Krieg ist. Im Radio spielte man plötzlich Marschmusik, und die Väter mussten an die Front, obwohl keiner von den Kindern wusste, was dieses eigentlich bedeutete. Nach den ersten Bombenangriffen liefen sie auf die Straße, um Bomben- und Granatsplitter zu suchen, wobei derjenige, der die meisten fand, beneidet wurde. Der Unterricht fand noch regelmäßig statt, nur war man sehr müde, da die Angriffe immer nachts waren.

In der ersten Zeit war es im Luftschutzkeller noch ganz gemütlich, sie brachte Spiele mit und wartete so auf die Entwarnung. Im Kriegsjahr 1941 wurde beschlossen, die Schulen in die KLV-Lager (Kinderlandverschickung) zu versetzen. Ihre Klasse sollte auf die

**Klasse 10a/97 der
Timm-Kröger-Schule in
Kiel, Anleitung Frau
E. Ratzow:
Zeitzeugen
berichten
Dokumentation über die
Kriegs- und Nachkriegszeit**

Anmerkung:

Es ist möglich, dass in den persönlichen Berichterstattungen sachliche Fehler enthalten sind. Nach der langen Zeit fiel es einigen Personen schwer, sich an genaue Daten und konkrete Sachverhalte zu erinnern, zumal viele Aufzeichnungen in der Kriegs- und Nachkriegszeit verloren gegangen sind.

**Daniela Boy:
Meine Oma erzählt**

Insel Rügen, nach Göhren. Sie fand es herrlich, ganz allein, ohne Eltern in den Urlaub zu fahren, wobei an das Heimweh nicht gedacht wurde. Sie wohnten in einem schönen Hotel und glaubten, dass der Urlaub beginne. Leider war das ein großer Irrtum. Außer ihren Lehrerinnen, die sie in der Schule betreuten, kamen auch noch BDM-Führerinnen (Bund Deutscher Mädels), die ihre Freizeit bestimmten. Da konnte sich keiner drücken, ob es Sport oder Parteiunterricht war. Es gab viele, die sportlich nicht so begabt waren und aufgrund dessen nicht beachtet oder sogar gehänselt wurden. In dieser Zeit begann das große Heimweh. Doch es nützte wenig, wenn man abends im Bett lag und weinte, da die Mutter weit weg war und sie sie nicht in den Arm nehmen konnte.

Der Tag im Lager begann sehr früh am Morgen mit einem ca. 1 km langen Dauerlauf. Anschließend gab es Frühstück, und es mussten die Betten gemacht werden. Waren diese nicht gut gemacht, musste man es nach dem Unterricht noch einmal machen. Nach dem Unterricht gab es Mittagessen, darauf folgten für eine Stunde Mittagsschlaf und selbstverständlich danach die Schularbeiten. Jeder Tag war anders eingeteilt. Einmal in der Woche durften sie alleine für zwei Stunden in die Stadt. Briefe durften einmal in der Woche geschrieben werden, sie wurden aber kontrolliert. Am Sonntagmorgen war großer Flaggenappell, an dem alle aus dem Lager teilnahmen.

Nach neun Monaten durfte sie wieder nach Hause, worüber sie sich sehr freute. (...)

**Özgür Canli:
Die Erinnerung der
Oma eines Freundes:
Frau Else Schreiber**

Nachkriegszeit 1945/1946. Im Mai 1945 standen wir vor einem Scherbenhaufen. Unser Haus in Dietrichsdorf war vollkommen ausgebombt, nur ein Schuppen war weitgehend unversehrt. Ironischerweise fanden wir in den Trümmern im Bombenkrater noch eine heile Tasse, die wir zu unserer Hochzeit 1941 von meiner Großtante bekommen hatten. Wir (ich war 23 Jahre, mein Mann 24 Jahre alt) und unsere einjährige Tochter wohnten damals bei Verwandten in Probsteierhagen in einem kleinen Zimmer unter dem Dach bei einem Cousin meines Mannes. Meine Arbeit im Jacobsen Haus in Kiel in der Feinkostabteilung hatte ich logischerweise verloren, denn an Feinkost war überhaupt nicht zu denken. Oftmals fuhren wir mit dem Zuge aufs Land hinaus. Die Züge waren hoffnungslos überfüllt, die Menschen fuhren sogar auf dem Dach mit. Zum Glück war es warm. Auf dem Lande versuchten wir, unsere letzten Besitztümer gegen Lebensmittel, wie Kartoffeln, Eier oder im glücklichen Falle Fleisch, zu tauschen. Dieser Schwarzmarkt brachte vielen Bauern hübsch was ein. Man sah es ihren üppig eingerichteten Wohnstuben und Küchen an. Ganze Schränke wurden gegen einen Sack Kartoffeln getauscht. Einmal nahm ich meine Tochter mit, da ich dachte, man hätte Mitleid und würde mir bereitwillig etwas geben. Ich kam mir dabei nicht gut vor, aber diese Taktik verfehlte auch ihr Ziel, zu abgestumpft waren die Bauern, die jeden Tag Mütter mit ihren Kindern sahen. Oftmals stahlen wir auch nachts Steckrüben auf dem



Acker. „Fringsen“ nannte meine katholische Schwiegermutter das, was bedeutete, dass der Bischof Frings das Gebot „Du sollst nicht stehlen“ in Notsituationen als nicht geltend betrachtete. Die Steckrüben kochten wir im Waschkessel zu Sirup. Gern naschten wir von dem süßen Schaum, der sich an der Oberfläche bildete.

Aber nicht nur Nahrung, die es auf Bezugskarten gab, war sehr knapp, sondern auch Brennmaterial und Medizin. Das wurde meiner Mutter zum Verhängnis, die im Winter 1945/1946 eine schwere Lungenentzündung bekam. Wir waren mit einem Doktor befreundet, der uns aus Sympathie etwas Penicillin besorgte und meine Mutter zu Hause untersuchte. Der Penicillinvorrat ging leider schnell zur Neige. Wir versuchten alles, um sie durchzubringen, wachten nachts an ihrem Bett, machten heiße und kalte Wickel und gaben ihr alle von unseren Essensrationen ab. Doch bald war sie zu schwach zum Essen, das Krankenhaus war hoffnungslos überfüllt. Sie starb im Februar 1946. Vor ihrem Tode äußerte sie den Wunsch, noch einmal echten Bohnenkaffee trinken zu dürfen. Mein Mann ertauschte welchen auf dem Schwarzmarkt in Kiel gegen Zigaretten, die er zuvor von einem ehemaligen Kameraden gegen ein paar Stiefel getauscht hatte. Da freute sich meine Mutter noch einmal, und ich musste weinen vor Hilflosigkeit und Ohnmacht.

Ein Kind führt Tagebuch. Das sind die Reste, die ich von damals noch habe (damals 15 Jahre, heute 72 Jahre alt)

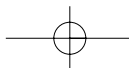
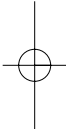
März 1940: Früh am Morgen ging ich durch das Dorf in dem wir wohnten. Von weitem sah ich an der Mauer des Ladens eine Bekanntmachung, dass Juden gar nicht mehr auf Wagen fahren dürfen.

April 1940: Heute stand ich früh auf, weil ich nach Kiel gehen wollte. Nach dem Frühstück verließ ich das Haus. Mir war traurig zumute, so alleine die Feldwege zu gehen. Nach vierstündiger Reise kam ich in Kiel an. Als ich beim Onkel eintrat, sah ich, dass alle niedergeschlagen dasaßen, und erfuhr, dass man die Juden aus verschiedenen Straßen aussiedelt, und auch mich überkam Trauer. Die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen, seltsame Gedanken gingen mir durch den Kopf. Nach dem Frühstück ging ich nach Hause.

Juni 1940: Heute waren Übungen des deutschen Militärs. Das ganze Militär hatte sich über die Felder verstreut, sie stellten Maschinengewehre auf und schossen aufeinander. Die Polizei machte bei uns eine Hausdurchsuchung. Sie suchten irgendwelche militärischen Sachen. Die Polizisten fragten mich, wo diese Sachen sind, und ich sagte immerzu, es gibt keine und basta. Also fanden sie nichts und gingen wieder.

August 1940: Gestern ist der Wächter aus der Gemeinde beim Dorfschützen vorgefahren, dass alle Juden mit ihren Familien zum Registrieren in die Gemeinde gehen sollen. Um 7 Uhr früh waren wir bereits in der Gemeinde. Wir waren dort bereits einige Stunden, denn die Älteren wählten einen Ältestenrat der Juden. Dann gingen wir nach Hause.

Den ganzen Krieg über lerne ich allein zu Hause. Wenn ich daran denke, wie ich zur Schule ging, dann könnte ich weinen. Aber heute



muss ich dasitzen, darf nirgends rausgehen. Und wenn ich bedenke, was für Kriege in der Welt stattfinden, wie viele Menschen täglich durch Kugeln umkommen, dann vergeht mir die Lust zu allem.

September 1940: Heute ist der erste Jahrestag des Kriegsausbruches. Ich überdenke, was wir alles in dieser kurzen Zeit schon erlebt haben und was wir schon alles durchgemacht haben.“

Mein Vater war Jude, und wir lebten immer in der Angst, dass wir „abgeholt“ werden, d.h.: dass wir ins KZ kommen. Da ich diese schreckliche Zeit ohne weitere Probleme damals überlebt habe, konnte ich neuen Willen für ein besseres Leben schöpfen. Ich habe auch mittlerweile keine Probleme mehr, darüber zu sprechen.

Justina Derc:
Herr Hans-Joachim erzählt

Von meiner Kindheit. Als der Krieg begann, war ich neun Jahre alt. Ich hatte sieben Geschwister. Zwischen meinen Eltern gab es viele politische Meinungsverschiedenheiten. Mein Vater war ein SS-Offizier, und meine Mutter war absolut gegen den Nationalsozialismus. Sie hasste alle Nazis. Doch mein Vater fand ihre Auffassung inakzeptabel, nicht vorstellbar. So hatte meine Mutter sich anzupassen, ob sie wollte oder nicht. Ich habe mich immer gefragt, wie zwei Menschen, die so unterschiedlich sind, zusammen leben konnten. (...)

Jasmin Kollin:
Meine Oma berichtet

Ich stand kurz vor meinem 10. Geburtstag, als meine Familie und ich aus dem Radio erfuhren, dass der Krieg begann. Ich werde die Worte nie vergessen: „Seit fünf Uhr fünfundvierzig wird zurückgeschossen!“ Obwohl mir damals nicht richtig klar war, was Krieg bedeutet, machte es mir Angst.

Ich lebte früher mit meinen Eltern in Breslau in Schlesien. Ich war ein Einzelkind. In den nächsten Monaten wurde überall über den Siegeszug der deutschen Truppen berichtet. Ich freute mich darüber, dass Deutschland immer größer wurde, weil sich schließlich alle Menschen darüber zu freuen schienen. Im August wurde mein Vater von SS-Männern mitgenommen. Meine Mutter versuchte alles Mögliche, um herauszubekommen, was mit ihm geschehen war, aber niemand wollte ihr richtig Auskunft geben. Auch aus der Nachbarschaft verschwanden einige Leute spurlos. Sogar ganze Familien waren von einem Tag auf den anderen nicht mehr da. Als ich meine Mutter fragte, wieso mein Vater verhaftet worden sei, sagte sie: weil er Halbjude war!

In der Schule lernte ich, dass die Juden Deutschlands Untergang seien. Außerdem sagte mein Lehrer, dass alle Juden große Nasen und dicke Bäuche hätten. Ich verstand dies nicht, wieso mein eigener Vater mein Untergang sein sollte. Er liebte mich schließlich und war immer gut zu mir gewesen. Als ich meiner Mutter erzählte, wie alle Juden angeblich aussehen sollten, dass mein Vater ja gar keinen dicken Bauch und keine große Nase hatte und dass die Männer bestimmt den Falschen mitgenommen hatten, fing meine Mutter nur an zu weinen. Ich habe niemals wieder etwas von ihm gehört. Es gab keine Briefe oder Benachrichtigungen. Bis heute weiß ich nicht, was mit ihm geschehen ist.

Mit 14 Jahren kam ich aus der Schule und fing eine Lehre als Damen- und Herrenschneiderin an. Während der Arbeit mussten meine Kolleginnen und ich oft in den Keller, weil immer öfter Fliegeralarm war. Ich kann mich noch an einen Tag erinnern, den schrecklichsten Tag in meinem Leben. An diesem Vormittag musste ich wieder in den Keller gehen. Diesmal war es besonders schlimm. Die Granateneinschläge hörten sich an, als wären sie direkt über uns. Wir hatten große Angst, dass die Decke jeden Moment einstürzen könnte. Außerdem machte ich mir große Sorgen um meine Mutter. Nach endlos erscheinenden Stunden war es dann endlich still. Die Ruhe war fast noch beängstigender als der Lärm. Als nach einer Stunde noch immer alles still blieb, gingen wir nach oben. Die Luft war voller Rauch, an einigen Stellen brannte es. Als ich nach Hause kam, war ich froh, meine Mutter lebend vorzufinden. Noch am selben Abend flohen wir beide. Die Wertsachen wurden im Keller vergraben, weil wir dachten, dass wir eines Tages wieder zurückkehren würden.

In den nächsten Tagen liefen wir durch Dörfer und ausgebombte Städte. Mir taten manchmal die Füße weh, dass ich mir alte Lumpen drumwickelte. Dann kamen wir nach Görlitz, wo wir in einem Krankenhaus arbeiteten. Doch ein paar Monate später bekam ich die Gelbsucht. Deswegen wurde ich über die Grenze nach Berlin in ein Flüchtlingslager gebracht. In Berlin erlebte ich auch das Kriegsende mit meinem damaligen Verlobten. Ich werde nie vergessen, wie sich an diesem Tag wildfremde Menschen auf der Straße umarmt haben.

Meine Oma wohnte damals mit ihren Eltern in der Wik, genauer in der Knorrstraße. Sie hatten eine Zwei-Zimmer-Wohnung, die aus einem Wohnzimmer mit einem Kachelofen und aus einem Schlafzimmer mit einem eisernen Ofen bestand. Es gab natürlich auch eine Küche, die jedoch nicht beheizt war. Da es früher noch keine Kühlschränke gab, wurden alle Lebensmittel in einer großen Speisekammer untergebracht. Diese Speisekammer lag in Richtung Norden, so dass die Lebensmittel auch im heißen Sommer kühl bleiben konnten. Es gab auch kein Badezimmer. Die Toiletten, die sich eine halbe Etage tiefer befanden, wurden mit den Nachbarn geteilt. Zur Wohnung gehörten auch zwei Kellerräume. In einem von beiden wurde nur Heizmaterial (Eierkohlen, Brikett und Holz) gelagert. Wenn man baden wollte, wurde eine Zinkwanne aus dem Keller geholt. Um warmes Wasser zu erhalten, wurde es erst einmal auf dem Ofen in einem Topf gewärmt. Die Kleidung wurde in der Waschküche in einem Waschkessel gekocht. (...)

Christina Schmitt:
**Meine Oma hat mir
über die Zeit im Krieg
erzählt**



Verwendete Dokumente und Literatur:

Privatdokumente von D. Boy, J. Baumgart, A. Schulz, Fam. Ratzow,
M. Hübert

Literatur:

Spurensuche Geschichte, Bd. 4, Klett Verlag
Hitler, Bd. 2, A.Bullock, Fischer Verlag
Von ... bis, RS 9, Schroedel Verlag
Geschichte konkret, Bd. 4, Schroedel Verlag
Anno, Bd. 4, Westermann Verlag
Diercke Weltatlas, Westermann Verlag
Flucht und Vertreibung, Verlag Hoffmann und Campe
Die Schwarzmarktzeit, Verlag Hoffmann und Campe
Kieler Zeitgeschichte im Pressefoto, Wachholtz Verlag
Kriegsschauplatz Kiel, Wachholtz Verlag
Anschläge,, Büchergilde Gutenberg
Kiel – so wie es war, Droste Verlag
Deutsche Ansichten, dtv Geschichte
Wiker Geschichte, Hansadruk Kiel

